

# Sprache im technischen Zeitalter

Sprache im technischen Zeitalter veröffentlicht literarische Texte, Essays und Untersuchungen zur Sprache und Literatur der Gegenwart.

## Inhalt

### Neue Literatur aus Israel

Joram Kaniuk	<i>Es gab keinen anderen Ort</i>	132
Abraham B. Jehoschua	<i>Israelische Literatur im Wandel</i>	145
Amir Or	<i>Gedichte aus dem Band „Tag“</i>	156
Dan Tsalka	<i>Jehoasch und die Lenker des himmlischen Wagens</i>	164
Asher Reich	<i>Gedichte</i>	175

### Auf Tritt Die Poesie

Joachim Sartorius	<i>Das Auge und (der Mund und) die Hand</i>	188
Bernard Noel	<i>Der Rest eines Gedichts</i>	190

Bernd Scheffer	<i>Kafka ans Telefon</i>	197
Carsten Rohde	<i>Blicke auf Rom: Goethe und Brinkmann</i>	205
Rainer Topitsch	<i>Johannes Baader – das Leben als Medienereignis</i>	224

### Die Zeit geht nicht

Jürgen K. Hultenreich	<i>Seiner inneren Landschaft eine äußere suchen</i>	235
-----------------------	---	-----

**Bernd Scheffer**

*Kafka ans Telefon*

Literatur leistet sich mediale Erfahrungen!

Literatur ist nicht genug, und wer sich nur mit Literatur befassen will, verfehlt spätestens jetzt, am Ausgang des Jahrhunderts, die Hauptsache: Literatur muß in der Hauptsache gerade für das offen sein, was scheinbar gar nichts oder noch gar nichts mit ihr zu tun hat; Literatur muß vor allem offen sein für die Erfahrungen, die andere Medien bieten.

Die neuen Medien werden zumeist beobachtet und beschrieben mit einem immanenten Blick, der geschult ist an den Eigenschaften der alten Medien, insbesondere an der Literatur. Interessanter ist jetzt jedoch der umkehrte Vorgang, und da zeigt sich, daß erst die neuen Medien eine genauere Einschätzung der älteren Medien erlauben: Die neuen Medien lehren so gesehen die Eigenschaften der Literatur – Eigenschaften, die bislang nicht oder kaum zum Vorschein kommen konnten.

Indessen kursieren bei den kulturkonservativen Verteidigern der Literatur, auch bei den allermeisten Schriftstellern, getarnt als Argumente, unglaubliche Ahnungslosigkeiten über die neuen Medien, aber damit eben auch über die alten Medien. Diese Beobachter blicken gleichsam nur mehr aus den Heckfenstern ihrer alten Vehikel, und so sehen sie noch nicht einmal mehr die Schlußlichter der längst abgefahrenen Züge, noch nicht einmal mehr die der Literatur. Zu lernen ist freilich auch wenig von den Marktschreibern, die alles gut finden müssen, was möglicherweise neu ist. Nicht alle Beschreibungen, die die neuen Medien feiern, sind allein deshalb schon richtig. Die Fragen, die sich anlässlich der Arbeiten von Vilém Flusser, Friedrich Kittler oder Norbert Bolz ergeben, sind weitaus brauchbarer als die dort präsentierten Antworten – allein schon wegen der Selbsthypnotisierung, der diese Autoren unterliegen. Wenn es auf Genauigkeit und Differenzierung ankommt, dann knicken auch solche Thesen wie die vom „Ende der Gutenberg-Galaxis“ leicht ein und reduzieren sich auf das, was alle immer schon gewußt haben, daß nämlich die Druckmedien keine Alleinherrschaft mehr haben.

Bei denjenigen, die der Literatur nützen wollen (ihr aber durch falsche Hilfe möglicherweise sogar schaden), wird Literatur andauernd als großartiges, als exklusives Versprechen präsentiert, das jedoch nur in äußerst seltenen Fällen, wenn überhaupt, einmal das hält, was nahezu alle Proklamationen nach wie vor vollmundig versprechen: Grandioses, Utopisches, Phanta-

stisches, Überwältigendes, Göttliches. So ist Literatur mittlerweile das einzige Medium, das sein Renommee von den äußerst seltenen Ausnahmen, nicht aber von der fortlaufenden Regel ableitet. – Doch auch für respektvolle, durchaus würdige und kritische Erfahrungen, die man in der Tat erst vollends versteht, wenn man ihre ästhetischen Effekte mit einbezieht, ist man nicht (mehr) exklusiv auf Kunst und Literatur angewiesen. Viel eher kann gerade die Literatur zeigen, daß ästhetische Relationen, schöpferische Irritationen, gleichsam reale Fiktionen nicht (mehr) zwangsläufig an Kunstwerke gebunden sind – schließlich ästhetisiert ja gerade die Literatur *außer-literarische* Stoffe, und es ist schon einigermaßen paradox, daß nunmehr außerhalb der Literatur nicht das gelten soll, was insbesondere die Literatur immer verkündet hat: Die Ähnlichkeiten von Leben und Kunst.

Die kulturkonservativen Polarisierungen zwischen Schrift- und Bildkultur, die vermeintlich zugunsten der Literatur vorgenommen werden, sind in kaum einer Hinsicht zu halten: Allein schon die lange Kette von Hinweisen zur „Bildlichkeit von Sprache“ spricht gegen strikte Trennungen, und vor allem hätte man sich – durchaus wahrnehmungstheoretisch fundiert – endgültig klar zu machen, daß Bildwahrnehmung eben grundsätzlich auch sprachlich codiert ist: „Marilyn Monroe auf einem Luftschacht“, „Willy Brandt kniet“, „Einsteins Zunge“ – diese kurzen Formeln, gesprochen oder geschrieben, reichen aus, um die entsprechenden Bilder zu sehen. Sie, liebe Leserinnen und Leser, haben jetzt sogar die Monroe im weißen Kleid und Brandt im Mantel gesehen, obwohl ja davon explizit gar nicht die Rede war. – Wären Bildkultur und Sprach- bzw. Schriftkultur wirklich strikt getrennt, dann wären solche und andere Effekte überhaupt nicht denkbar. Wie denn soll ein „Sprachgedächtnis“ sogleich Bilder aus einem „Bildgedächtnis“ abrufen, wenn die Tore zwischen beiden Bereichen nicht meilenweit offenstehen: abgesehen einmal davon, daß die zuständige Forschung (von Paivio bis Johnson-Laird) überhaupt nicht von zwei strikt getrennten Systemen ausgeht? Bilder bedürfen der Versprachlichung, der Beschriftung, um sie überhaupt sehen und „verstehen“ zu können.

Das Internet ist die durchaus gelungene Rache an allen kulturkonservativen Behauptungen, die den Monitoren unterstellten, sie würden Schrift und Text zum Verschwinden bringen. Das Gegenteil ist der Fall: Die Wiederkehr der Schrift (nicht zuletzt der Typographie in den vielen Graphikprogrammen), die Wiederkehr des Textes ohnehin. Und das kann man nicht abtun mit der Behauptung, allenfalls eine gesteigerte Quantität sei gewährleistet; auch gesteigerte, neuartige Qualität läßt sich dort finden, auch wenn die Suche danach vorerst noch mühsam sein kann. Werbung bebildert nicht nur die Welt, sondern beschriftet sie gerade auch, und wer einmal Werbespots und Musikvideos genauer studiert hat, wird feststellen, daß Schrift, daß Texte dort eine unübertreffliche Lebendigkeit haben, auch eine intelli-

gente Differenzierung. Da kann die papierne Gegenwartslyrik überhaupt nicht mithalten – es sei denn, sie versucht darauf auf interessante und eben nicht auf die übliche trotzige Weise („Jetzt erst recht“) zu reagieren.

Wer im Internet nicht zu lesen und zu schreiben – auch mit Graphik-Animation zu schreiben versteht, hat sich jetzt schon abgekoppelt. An der Autonomie, an den basisdemokratischen Möglichkeiten des Internet zweifeln wir allerdings – genau so wie einst bei der Literatur oder beim Rundfunk. Wie auch immer: Blicke es indessen mit dem Internet bei einer Dezentralisierung und einer verminderten Kontrolle, dann käme dies wiederum auch der Literatur zugute: Im Internet hat sie Freiheiten, die nicht unbedingt auf einen Verleger als Geldgeber angewiesen sind. Ein Teil der avancierten Literatur ist ja ohnehin nur noch im Internet zu finden (und das dokumentiert schon der, freilich immer noch etwas hausbackene Literatur-Internet-Wettbewerb von *Zeit* und IBM).

Gesprächsrunden im Internet, die Internet Relay Chats (IRC) zum Beispiel, zeigen nicht nur die Spielmöglichkeiten der Kommunikation, sondern auch die stets vorhandenen, offenbar nicht stornierbaren Kontrollmechanismen der Kommunikation: Wer nicht pariert, fliegt raus. Chats machen die üblichen Grenzziehungen zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit fragwürdig: Chats simulieren Mündlichkeit, finden aber schriftlich statt. Und die *Emoticons*, die Sonderzeichen der Emotionalität, heben die ansonsten verdeckten, indessen oft dominanten Gefühlsmomente der Kommunikation hervor, bildlich und schriftlich zugleich.

Computergestützte interaktive Medien sind nicht mehr nur etwas für wenige Spezialisten, sondern es sind Massenmedien mit einer Verbreitung, die schon jetzt die Zahl aller nur belletristisch Interessierten bei weitem übersteigt – aber diese neuen Medien sind ja nicht nur populär, sondern durchaus auch höchst anspruchsvoll und herausfordernd; sie ermöglichen intelligente, kreative und multimediale Aktivitäten: Genau das ergibt eine unübertreffliche Schule für die gegenwärtige und zukünftige Literaturproduktion und Literaturrezeption.

Graffiti lehrt auf spezifische Weise den Blick für die labilen Grenzen, teilweise sogar vollständig geplanten Grenzen von Schrift und Bild. Graffiti lehrt die Gleichzeitigkeit von strengen Regeln und gänzlicher Regellosigkeit, ja Gesetzlosigkeit im wörtlichsten Sinne. Graffiti schult die Wahrnehmung für die Übergänge von Schrift und Bild zur Musik, in diesem Fall zu *Hiphop*. Und wer etwas über die alte, indessen anhaltende Bedeutung der Signatur erfahren möchte, kann immerhin mit Graffiti beginnen. – Ich weiß nicht, ob es Graffiti-Belletristik gibt; Filme gibt es jedenfalls: *Style Wars* und *Wild Style* (1982).

Wenn man ein solches, vorwiegend doch wohl am Geschmack des Großbürgertums ausgerichtetes stoffliches Interesse überhaupt teilen will, dann

liegt der vielleicht bedeutendste Roman über die Geschichte der Bundesrepublik überhaupt nicht in Buchform vor, sondern besteht aus Bildern und Tönen und viel aus Musik: Edgar Reitz' *Heimat* und *Zweite Heimat*.

Medien sind entwicklungs offen, das geschieht in vor-technischen Kulturen und bei den älteren Medien bis heute selbstverständlich langsamer; es kann dabei zu Verstärkungen und zu Abschwächungen kommen, aber es gibt keinen Anfang und kein Ende der Medienverknüpfung.

Auch das sog. *Surfen* ist in der Literatur vorformuliert, was wiederum erst jetzt so deutlich werden konnte. Surfen ist nicht in jeder Hinsicht eine neue Kulturtechnik; längst etablierte Bezeichnungen in der Literatur und im Umgang mit ihr zeigten dies an: „schmökern“, „blättern“, „stöbern“, oder auch „gleiten“, „flottieren“, „kursieren“, „vagieren“, „flanieren“, „schlendern“. Literarische Diskurse gelten seit langem als „nomadisch“, „dezentriert“, „deterritorial“; das alles gibt es, das ist beschrieben worden. Der Flaneur, der Dandy. Sogar die Wasser-, Wind- und Wellen-Metaphorik des Surfens kann man kulturgeschichtlich weit und ergiebig zurückverfolgen.

Die neuen Medien sind mit alten Medien vielfältig und untrennbar verbunden – wobei die Bezeichnungen „alt“ und „neu“ schon ungerechtfertigt konfrontieren: Die „Lesbarkeit der Welt“ war, wenn freilich auch nicht fotografisch oder elektronisch gestützt, immer schon „multimedial“: Im Theater etwa, der wohl ältesten Kunstveranstaltung. Es gibt nicht mehr nur das eine zu untersuchende Medium, sondern eine Vielzahl von verschachtelten Medien. Es ist sinnlos geworden, umfassendere Überlegungen monomedial zu verengen, statt dessen gilt es zu achten auf Vernetzung, Netzwerk, Verflechtung, Verknüpfung, Mehrfachcodierung, Integration, Pluralität, Simultaneität, Rhizom, Hypertext etc. Es gibt keine Rettungsinsel jenseits der Medien; wer ihnen entkommen wollte, müßte auch die Literatur hinter sich lassen.

Literaturproduktion ist gekennzeichnet durch die praktizierte Auflösung eines emphatischen Autor-Begriffs: Wenn Texte „montiert“ sind, wenn der Autor auf andere Dateien zugreift, wenn Leser in der Literaturrezeption interaktiv beteiligt sind. So gesehen hat ein Text mehrere Autoren (wie etwa ein Film). Zumindest im Internet ist die Autorität des Autors nicht mehr autoritär. Und in der Literaturvermittlung gibt es veränderte Publikations- und Distributionsformen: Desktop Publishing, Elektronische Zeitschriften, CD-Rom (Aufzählung in Anlehnung an Schmidt 1990). – Buchhandlungen werden (auch wir sehen das mit einiger Wehmut) zu Medienkaufhäusern, Bibliotheken zu multimedialen Datenbanken. – Literaturwerbung und Literaturkritik finden mittlerweile auch in anderen Medien statt: im Hörfunk, im Film (als Literaturverfilmung zumeist), im Fernsehen, im Internet etc.

Nicht nur der Blick auf Gegenwart und Zukunft, sondern auch die

historiographische Analyse zeigt nicht nur die Alphabet-Schrift, vielmehr entdeckt diese Analyse jetzt dominant Bilder und Töne, auch sprechende oder zu lesende Körper, und „sprechen“ und „lesen“ heißt hier eben weit mehr als nur „sprechen“ und „lesen“ im engeren Sinne. Seit längerem gibt es eine auch konzeptionelle Erweiterung der Textangebote und der Textstrukturen durch Computer, Filme, Fernsehen, Comics, Video-Clips, die zwar nicht nur „gelesen“ werden, aber dennoch (was fast durchweg übersehen wird) einen bedeutsamen, indessen in den multimedialen Verknüpfungen gewissermaßen auch lockeren Textstatus haben.

Die „Lesbarkeit der Welt“ (Blumenberg) betrifft seit jeher ihre umfassende und multimediale Beobachtbarkeit, betrifft die grandiosen Inszenierungen solcher Beobachtungs-Möglichkeiten (weil ja ohnehin keiner mehr daran glauben will, es sei jenseits von Beobachtungs-Inszenierungen jemals möglich gewesen, Welt an sich zu beobachten). – Die „Lesbarkeit der Welt“, die hermeneutische Grundsituation des Lebens (Gadamer) – solche Überlegungen können sich doch nicht allein deshalb erübrigen haben, nur weil „Lesbarkeit“ nicht mehr ausschließlich an die Papierform oder die unmittelbare Textform gebunden ist?

„Lesbarkeit“ hat zuweilen wenig mit unmittelbar präsenten Buchstaben zu tun: Die „stärksten“ Wirkungen anlässlich der Medienproduktion und Medienrezeption könnten ja durchaus gerade auch in jenen Resten liegen, die nicht auf unmittelbar greifbaren Text-, Bild- oder Tonebenen deutlich werden, die nicht direkt zur Sprache kommen und die auch in den wissenschaftlichen Beschreibungen kaum zur Sprache gebracht werden können. Daß es einem bei Kunst und Literatur gelegentlich „heiß“ wird oder „kalt den Rücken runter läuft“, daß es einem jedenfalls „die Sprache verschlägt“, zeigt das u.U. sogar nützliche Fehlen der analytisch-routiniereten Sprach-Antworten und Theorie-Antworten im Zuge der „Beobachtung“ – betreffend das Inkommunikable, das Unsagbare, das Unerklärliche, die Zwischenräume, die Leere, den *unmarked space*, die Kraft solcher Zeichen, die kaum noch transparent sind hin auf Signifikate und Referenzen, betreffend die Abwesenheit aller Differenz, jedenfalls das Aufbrechen von Werk- und Textgrenzen, die Verflüssigung herkömmlicher, harter Kategorien, Rhizome und Hypertexte statt linearer Wege wie ehemals.

Wenn ich schon nicht sagen will, ich lerne aus sog. „realen Erfahrungen“, was sind dann die Wege der bedeutsamsten Erfahrungen für mich? Sind es die Wege, die die Belletristik eröffnet? Es sind Wissenschaft, vor allem aber auch Essay und Feuilleton und Zeitungslektüre und Film und Fernsehen und Internet und Life-Veranstaltungen (von der Kunstausstellung bis zur Performance), und dann kommt auch Literatur, möglicherweise noch nicht unter „Ferner liefen ...“, aber doch jenseits aller Alleinvertretungsansprüche.

Wenn man Sprache mit allen Konsequenzen als ein Medium versteht, wofür beste Gründe sprechen, dann zeigen gerade die technischen, die elektronischen Medien jetzt mit voller Deutlichkeit, was für Sprache und Literatur eigentlich schon von Anfang an gegolten hat: Jedes Medium, auch Sprache, bringt über seine technischen Eigenschaften spezifische Form- und Inhaltsveränderungen mit sich, jedes Medium, auch Sprache, bringt Simulationen hervor und erzeugt neue Welten, hat bereits das Problem von „Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne“ (Nietzsche). Was geschrieben steht, ist nicht nur auf ewig eingeritzt, kann nicht nur schwarz auf weiß nach Hause getragen (oder herunter geladen) werden, sondern steht auch seit jeher in Verdacht, zu lügen wie gedruckt; Papier ist geduldig, *paper won't blush* – ohne daß sich demgegenüber dann noch Echtheit, Authentizität jemals kontrastieren und dabei garantieren ließen.

So heben erst die neuen Medien vollends die Eigenschaften der alten Medien hervor. Und umgekehrt wird jetzt deutlich, daß Literatur, wenn sie sich eben nicht in der Hauptsache auf sich selbst beschränkt, die neuen Medien und deren Theorien erfindet: Die avancierte Literatur präsentiert längst vor der elektronischen Ausbreitung die Idee der Textverarbeitungsprogramme, denn die große Literatur des 20. Jahrhunderts ist zitathaft, montage-artig, fragmentarisch, enzyklopädisch und multimedial – und grenzüberschreitend hin zur bildenden Kunst und zur Musik (in der visuellen und in der phonetischen Poesie), und zwar in einem Ausmaß und in einer Intensität, daß man schon umgekehrt zurückfragen muß, was denn eine Literatur taugt, die solche traditionellen Grenzen wahrt, obwohl sie seit mehr als hundert Jahren offen stehen – jedenfalls für eine Literatur offenstehen (und nur sie ist wirklich bedeutsam), die ihre Mittel, die ihre Medien kennt und entsprechend handelt.

Die Unterschiede zwischen Mensch und Maschine sind zwar nicht gänzlich weggefallen, aber jedes ernsthafte Nachdenken fördert eher Ähnlichkeiten als Unterschiede zu tage – vielfach nachzulesen, gerade auch in der Literatur – von E.T.A. Hoffmanns *Sandmann* (dessen Raffinesse vielleicht erst jetzt klar werden kann) bis hin zu Oswald Wiens Roman *Die Verbesserung von Mitteleuropa* von 1969; dort werden „Biomodule“ erklärt.

In avancierter und experimenteller Literatur (mit prominenten Vertretern wie Kafka oder Joyce) zeichnete sich seit langem das ab, was fälschlicherweise als Erfindung der anderen Medien gilt; allen Ernstes: Franz Kafka hat den Anrufbeantworter mit Schriftausdruck ersonnen – er nannte ihn „Phonoparlographen“ – und dieser Phonoparlograph sollte die Kommunikation autonom machen vom Bewußtsein (womit Kafka auch Lehmann erfunden hätte), der „Phonoparlograph“ sollte mit Felice Bauer selbsttätig verkehren und den armen Franz Kafka, jedenfalls unmittelbar, in Ruhe lassen. (Friedrich Kittler und Hans-Georg Pott haben das genau beschrie-

ben). – Nicht nur deutsche, sondern auch amerikanische und holländische Internetseiten würdigen Kafka: Interessantes ist dabei, Respektloses auch: Kafka-Comics z. B.

Mag sein, daß man es braucht zur Finanzierung der Literaturhäuser, etwa in München: Ausstellungen über Michael Ende und Ausstellungen über Thomas Mann. Vergessen wir indessen, so gut es geht, die Bestseller, diese vor allem den Vorabendserien des Fernsehens entsprechende Literatur – mit ihren Sinnstiftungen und Orientierungshilfen (immerhin sagt diesen Texten ausgerechnet Norbert Bolz eine große Zukunft voraus); vergessen wir endlich auch diese fernsehadaquaten Maßstäbe der Literaturkritiker; wer jedoch nicht nur diese Literatur im Auge hat, die ja immer schon erfolgreich für ihre großbürgerliche Anerkennung kandidiert hat, der wird auf eine andere, bedeutendere Literatur stoßen – auf eine Literatur, die vieles hervorgehoben, vorweggenommen und gelehrt hat, was dann erst bei den anderen Medien vollends sichtbar geworden ist: Mit der avancierten Literatur des 20. Jahrhunderts sind die alten Kategorien von Autor, Werk und Rezipient längst geschwunden, bevor dann Video-Clips die Frage nach dem einen Autor, dem stabilen Werk und dem einheitlichen Nutzer, nach dem gravierenden Unterschied von Hoch- und Popularkultur endgültig sinnlos gemacht haben.

So ist nur eine multimediale Ausrichtung konsequent und notwendig – und zwar nicht deshalb, weil wir irgendwann das Ende der Schriftkultur, das Ende der „Gutenberg-Galaxis“ feiern (ich glaube nicht daran). Multimedia dient auch nicht allein der elektronisch gestützten und medial begleiteten Veröffentlichung von literarischen Texten, sondern als aktuelle Perspektive im Hinblick auf eine lebendige und einfallsreiche Literatur in Zukunft. Literatur ist nicht genug. Literatur in Zukunft ist die Literatur, die sich – eher der Form nach als im Inhalt – außerliterarische mediale Erfahrung leistet. Übernational ist die Literatur ohnehin längst.

„Literatur im engeren Sinne“ – das ist es ja gerade, was nicht mehr sonderlich interessiert. Eine Literatur, die es sich nicht leisten will, für das offen zu sein, was mit ihr scheinbar nichts oder noch gar nichts zu tun hat, wird trotz massenhafter Verbreitung belanglos bleiben. Die Literatur wird fortleben, so oder so, aber sie läuft Gefahr, nicht mehr avanciert an den kommenden Projekten beteiligt zu sein. Ein Schriftsteller, der nicht wahrhaben will, daß es Kunst- und Medienangebote gibt, die mit Literatur noch nichts zu tun haben – vom nicht-textgestützten Tanztheater bis zur elektronischen Installation, sollte sein Heil auf Veteranentreffen suchen (die gibt es weiter zuhauf), aber er sollte, ginge es nach mir, sich vielleicht doch nicht zuständig fühlen für Gegenwartsliteratur, geschweige denn für Literatur in Zukunft.

### *Literatur:*

Matthias Bickenbach und Harun Maye, Zwischen fest und flüssig. Das Medium Internet und die Entdeckung seiner Metaphern, in: Lorenz Gräf und Markus Krajewski (Hrsg.), *Soziologie des Internet. Handeln im elektronischen Web-Werk*, Frankfurt/M.: Campus 1997, S. 80–98

Matthias Bickenbach und Nikolaus Wegmann, Herders „Reisejournal“. Ein Datenbankreport, in: *Deutsche Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte*, 71.1997, S. 397–420

Hans-Georg Pott, *Die Wiederkehr der Stimme. Telekommunikation im Zeitalter der Post-Moderne*. Wien: Passagen 1995

Bernd Scheffer, Kulturelle Praxis Jugendlicher. Beobachtung der Beobachter, in: *Mitteilungen des Deutschen Germanistenverbandes*, 42.1995, S. 2–10

Bernd Scheffer, Surfen als Form der Mediennutzung und Lebensform, in *Didaktik Deutsch*, 2.1997, S. 4–5

Siegfried J. Schmidt, *Why Literature is not enough, or: Literary Studies as Media Studies*, Siegen 1990 (= Lumis Schriften 25)

**1** Dieser Aufsatz ist eine wesentlich ausführlichere und zudem revidierte Fassung einer Rede, die der Verfasser anlässlich der Eröffnung des „Literaturhauses“ (speziell des „Medienforums“) in München im Sommer 1997 gehalten hat. Teile der Rede erschienen im Feuilleton *Süddeutsche Zeitung* am 9. Juni 1997.

**2** Zum Thema „Surfen als Form der Mediennutzung und als Lebensform“ vgl. Scheffer 1997 und 1998.

**3** Vgl. Bickenbach und Maye 1997. Ob dann im einzelnen an alle Ähnlichkeiten auch schon sinnvoll angeschlossen werden kann und soll, mag hier dahingestellt bleiben. Die damit verbundene Problematik zeigt sich etwa dann, wenn Herders *Reisejournal* als „Datenbankreport“ in Erwägung gezogen wird, bei Bickenbach und Wegmann 1997